

dtv

Ein Augustmorgen Anfang der Achtzigerjahre: Der 15-jährige Alin wartet mit seinen Eltern an der streng bewachten jugoslawischen Grenze angespannt auf die Ausreise. In der kurzen Zeitspanne, in der sich das Schicksal der Familie entscheidet, erinnert er sich an seine Kindheit im Rumänien Ceaușescus, seine erste Liebe und an eine große Reise mit seinem Vater nach Italien und in die USA, wo die beiden jedoch alles andere als den amerikanischen Traum gefunden haben. Mit viel Humor und in schillernden Farben lässt Catalin Dorian Florescu in seinem autobiografisch grundierten Debütroman die magische Welt der Kindheit aufleben. In bewegenden Geschichten erzählt er vom Leben hinter dem Eisernen Vorhang – und von Menschen, die ihren Traum von einem besseren Leben in Freiheit nie aufgeben.

Catalin Dorian Florescu, 1967 in Timișoara, Rumänien, geboren, lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Er ist Psychologe und Suchttherapeut. Seinen Debütroman ›Wunderzeit‹ (2001) wählte die Schweizer Schiller-Stiftung zum ›Buch des Jahres‹, zudem wurde er mit dem Chamisso-Förderpreis ausgezeichnet. Auch für seine weiteren Romane, ›Der kurze Weg nach Hause‹ (2002), ›Der blinde Masseur‹ (2006) und ›Zaira‹ (2008) erhielt Florescu zahlreiche Preise, u. a. den Anna-Seghers-Preis. Sie wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sein jüngster Roman, ›Jacob beschließt zu lieben‹, wurde 2011 mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet. Zudem wurde Florescu mit dem Joseph von Eichendorff-Literaturpreis 2012 für sein bisheriges literarisches Werk geehrt und 2013 als korrespondierendes Mitglied in die Bayerische Akademie der Schönen Künste gewählt.

Mehr über den Autor unter: www.florescu.ch

Catalin Dorian Florescu

Wunderzeit

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Catalin Dorian Florescu
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Zaira (13829)
Jacob beschließt zu lieben (14180)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2014
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2001 by Catalin Dorian Florescu
Erstmals erschien der Roman 2001
beim Pendo Verlag, Zürich – München.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von
Trevillion Images/Mark Owen
Gesetzt aus der Palatino
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14321-9

Meinem wundervollen Vater
und allen anderen Helden meiner Kindheit gewidmet

Das gelbe Zollhaus hat Fenster, und mehrere Türen gehen auf und wieder zu. Vater findet bestimmt einen Ausgang. Den halten sie bestimmt nicht fest. Vater ist großartig, wenn es darauf ankommt. Und jetzt kommt es darauf an. Jetzt sitzen wir nicht im Kino, wir sitzen in der Realität. So sieht sie also aus, die Realität, und Vater kennt sich gut damit aus. Er wird es schaffen, aus diesem Häuschen dort vorne herauszutreten. Er ist zu schlau für sie. Er hat uns schließlich einmal nach Amerika gebracht. Er wird es schaffen, und die Geschichte wird gut ausgehen.

Hier also leisten *unsere Jungs* Dienst. Hier also, am Ende unseres Vaterlandes. *Unsere Jungs*. So nennt sie der *Tageschau*-Sprecher, und seine Stimme bebt dabei immer. Die Stimme bebt, die Erde kann auch beben. 1977 bebte bei uns die Erde. Wenn aber die Stimme bebt, geht es um höhere Dinge. Das hat mir Mutter erklärt.

»Mein Küken, das ist doch ganz einfach«, hatte sie gesagt. »Wenn du mal später Klassenerster bist und diesen Rascha Mircea überholt hast, dann wird meine Stimme beim Erzählen beben.« Mutter übertreibt gelegentlich. Was sie jedenfalls damit sagen wollte, ist, dass es etwas mit Stolz zu tun hat. Aber Mütter drücken es immer so umständlich aus. Zuerst rufen sie hundertmal »Mamas Küken«, dann erst kommen sie zur Sache. Es ist zum Verzweifeln.

Unsere Jungs bewachen aus der Ferne unseren Wagen auf dem leeren Parkplatz des Grenzpostens. Sie tragen die Schönwetteruniform. Unter dem Hemd schwitzen sie ein bisschen.

10. August. Neun Uhr morgens.

Es sind genau zwei Minuten und dreißig Sekunden vergangen, seit Vater das Auto verlassen hat. Vor genau einer Minute ist er im Haus verschwunden. Da haben sie ihn bestimmt nicht foltern können, in einer Minute. In einer Minute, da können sie nicht einmal fertigpissen, unsere Jungs. Ich habe einmal die Zeit gestoppt: Hosenschlitz auf, pissen, den Willi schütteln, Hosenschlitz zu. Knapp eine Minute. Zuschlagen liegt da nicht drin.

Wir sind am Ende unseres Vaterlandes. Es hat, wie alle anderen Dinge auch, ein Ende. Man kann ihm das Ende früher oder später setzen.

»Früher oder später, da werde ich wahnsinnig«, sagte Mutter.

»Früher oder später, da schlage ich zu«, sagte Vater.

»Früher oder später, da verlasse ich dich.«

»Früher oder später, da verlassen wir dieses Irrenhaus. Wir setzen dem Ganzen ein Ende.«

Wir wählten *früher*.

Wo wir uns gerade befinden, da geschehen Wunder, oder auch nicht, und wenn sie doch geschehen, dann nennen die Erwachsenen das Danach Freiheit. Ich verstehe nicht viel davon, aber eine tolle Sache ist es allemal. Wie der Stolz. Die Freiheit fängt dort hinter der Absperrung an. Bei der gelben Tafel mit der unverständlichen Schrift drauf: Jugoslawien.

Zeit für das fünfte Wunder.

Vater, wo bleibst du?

Rot

Bis heute Morgen haben wir in unserer kleinen Zweizimmerwohnung gelebt. Links und rechts und unterhalb von uns wohnten eine Menge anderer Leute. Einige hielten Katzen, Hunde, Kanarienvögel, Schwiegereltern. Es gab in unserer Nachbarschaft siebzehn Schwiegereltern und zwölf Haustiere.

In diesem unserem Land wohnten wir überhaupt alle eng beieinander. Das stärkte unser sozialistisches Lebensgefühl. Bestimmt. Enger wäre es nur gegangen, wenn wir alle in der gleichen Wohnung gelebt hätten. So aber grenzte der Krach von Vater und Mutter an den Krach der Väter und Mütter meiner Freunde.

Von außen sahen unsere Wohnungen wie kleine beleuchtete Würfel aus, aufeinandergeschachtelt. In ihrem Inneren stritten Erwachsene über weiß ich was. Wenn man ihnen von der dunklen Straße aus zuschaute, hörte man nichts. Vater hingegen wusste es besser, denn er war nebenbei unser Hausverwalter und bekam einiges mit.

»Du möchtest wissen, worum es in anderen Familien geht, wenn sie Krach haben?«, fragte er mich einmal erstaunt. »So genau kann ich es dir nicht sagen. Die holen mich, wenn die Zeit reif ist für Beleidigungen. Dann muss ich mir einiges anhören. Bis ich sie auseinandergebracht habe, habe ich meistens neue Schimpfwörter gelernt. Hurendreck zum Beispiel. Keine Ahnung, was das ist, aber das sagt Negreanu zu seiner Frau, wenn er besoffen ist. Hure, das ist das Mindeste, das muss einfach sein, und er wiederholt es irgendwie genüsslich. Er läuft rot an. Danach wärmt

sie ihm die Suppe auf. Dann ist da noch dieses zurückgezogene Akademikerpaar im sechsten Stock. Du weißt schon, welches. Das mit dem ungarischen Familiennamen. Er ist so dünn und dürr, sie trägt diese scheußlichen Hüte mit breitem Rand. Also, er nennt sie Krake. Verstehst du? Krake, mit Tentakeln und so weiter. Was er damit sagen möchte, weiß nur er alleine.«

»Und sie, Vater, wie nennt sie ihn?« Vater stockte kurz.

»Impotent.«

»Hm?«

»Das erkläre ich dir, wenn du ein Mann bist.«

Vater vergisst, dass ich ihn nicht mehr brauche, wenn ich ein Mann bin.

Vorgestern Abend nahm Mutter Abschied von ihrer besten Freundin. Sie erzählte bloß, dass wir für einen Monat in die Berge führen. Sie erzählte nichts davon, dass wir ohne Wohnung bleiben würden. Wie üblich kam sie am Schluss des Gesprächs auf meine Geburt zu sprechen.

»Und da hat der Junge losgeschrien. Hat auf sich aufmerksam gemacht, der Kleine. Und wie. Da merkte man schon, dass es ihm vorbestimmt war, Einzelkind zu bleiben«, sprach Mutter in den Hörer.

Ich lauschte weiter hinter der Tür.

»Nein, der aß Eis, stell dir vor. Draußen regnete es in Strömen. Eine Frau alleine im Krankenhaus, stell dir vor«, fuhr sie fort.

Die sich was vorzustellen hatte, hieß Doina. Sie saß am anderen Ende der Leitung. Manchmal musste auch Mutter sich was vorstellen. Dann ging es um Liviu, den Mann von Doina. Der trieb es mit anderen Frauen. Wenn Mutter so redete, dann bebte ihre Stimme. Vor Wut. Das hatte sie zu erklären vergessen.

Bei meiner Geburt aß Vater viel Eis, Mutter und ich schrien

im Krankenhaus um die Wette. Ich war laut, Mutter war leer. Vater meint, er habe vor Aufregung so viel Eis gegessen, dass er Krämpfe bekam und aufs Klo musste. Das soll's geben.

»Verdammt noch mal. Kannst du mit dieser Geschichte nicht einfach aufhören?«, erwiderte Vater, als Mutter am Telefon davon erzählte.

»Aufhören? Wieso denn? Ist doch lustig. Deine Frau bekommt ein Kind, und du reinigst die Klobrille«, antwortete Mutter spöttisch, nachdem sie den Hörer mit der Hand abgedeckt hatte.

»Hör einfach auf. Was muss der Junge so mit anhören.«

»Er hat längst alles mitbekommen, längst alles. Aber keine Angst, er kann unterscheiden. Er ist intelligent.«

»Kannst du nicht einfach den Mund halten?«

»Den Mund halten? Ich? Ich habe doch nichts getan. Was habe ich denn getan?«, fragte Mutter unschuldig.

Vater schluckte leer. Niemand hatte mich gesehen. Niemand erzählte, ob ich viel Besuch bekam, auf der Neugeborenenabteilung.

Als ich geboren wurde, war es für den ersten Mondflug zu spät. Dabei wäre ich so gerne mitgeflogen. Apollo 11. Armstrong, Aldrin und Collins. Als Armstrong von der Leiter der Apollokapsel herabsprang, erbrach ich den Milchbrei auf die Bluse des Hausmädchens. Vater und Mutter waren am Meer. So wird es erzählt.

Milchbrei ist wohl nichts für Raumfahrer.

Es ist Anfang August, und vorgestern am späteren Abend war die Luft immer noch warm. Die Umrisse unseres Wohnhauses verschwammen, aber die vielen Würfel leuchteten. Es herrschte eine seltsame Ruhe überall. Nachdem ich meinen Eltern eine Zeit lang zugehört hatte, entfernte ich mich bäuchlings wie ein Apache und ging Dorin suchen.

Dorin war mein bester Freund im Viertel. Seine Familie war anders als meine. Meine Eltern sind Intellektuelle. Das ist wichtig bei uns, ob man intellektuell ist oder nicht. Dabei weiß ich, dass der Obergenosse die Intellektuellen gar nicht mag. Vater hat es erzählt. Aber wenn es ums Heiraten geht, ist man besser ein Intellektueller. Schwiegermütter mögen das.

Die Familie von Dorin arbeitete in der Fabrik: Vater, Mutter, Bruder. Nur Nero, der Hund, groß und schwarz, arbeitete nicht. Der hatte seinen Platz auf dem engen Gang vor der Küche. Dorin würde auch in der Fabrik arbeiten. Das sagte auch er selber.

Jedes Mal, wenn ich an der Wohnungstür von Dorin läutete, bellte Nero los. Das wusste ich im Voraus und legte mir die Worte zurecht.

»Nero, ruhig, Nero, ich bin's.« Nero wusste nicht, wer ich war, und bellte weiter. Ich versuchte mich zu beruhigen und läutete wieder. Dann ging die Tür auf. Man hatte keine Schritte gehört, als ob seine Mutter dahinter gewartet hätte. Sie machte die Tür einen Spalt weit auf, ich sah nur ihren Kopf. Wenn sie mich nicht gleich loswerden konnte, zog sie noch einige Male an der Zigarette. Hinter ihr schwebte eine Menge Rauch in der Luft.

»Such ihn, Junge, anderswo. Der ist nicht da. Sag ihm, er soll heimkommen, wenn du ihn findest. Er soll sich um Nero kümmern. Sonst vergifte ich den Köter eines Tages. Sag ihm das.« Dann schlug sie die Tür zu, und man hörte nichts mehr. Sie liebte Nero. Da war ich mir sicher.

Vorgestern Abend fand ich Dorin im Hinterhof. Er versuchte an einen Spielzeugpanzer heranzukommen, den ein Kleiner fest an sich drückte. Als er mich sah, ließ er den schreienden Knirps los und kam auf mich zu. Wir überquerten die Schienen der Straßenbahn durch ein Loch im Zaun, der die Straße teilte, und gingen ins Nachbarhaus hi-

nein. Wir fuhren ins oberste Stockwerk. Von dort aus gelangten wir schnell aufs Dach. Dort war die Stille noch größer und die Dunkelheit noch finsterer. Wir fürchteten uns vor Außerirdischen. Bis man uns vermisst hätte, wären wir wohl schon auf dem Sirius gewesen, die fliegen ja mit doppelter und dreifacher Lichtgeschwindigkeit. Oder man hätte uns für grässliche Experimente benützt und unsere Willis gemessen, uns ins Hirn geschaut, und dann hätte man alle unsere Erinnerungen ausgelöscht. Tolle Aussichten. Danach hätte ich in die Geschichtsstunde gehen und der Madame – so nannten wir unsere Geschichtslehrerin – erzählen müssen, dass ich alle Jahreszahlen zum glorreichen Kampf des Volkes gegen ..., gegen ..., na, gegen die anderen, die Bösen, vergessen hätte. Und dass sie sich, bitte schön, bei den Außerirdischen beschweren könne. Die hätte mir kein Wort geglaubt, und Vater hätte erneut in die Schule gehen müssen, was aber die Madame, die eine Schwäche für ihn hat, ganz sicher nicht bedauert hätte.

»Auaaah! Kies. Wer zum Kuckuck hat Kies hierhergebracht?«, fragte Dorin flüsternd, als wir uns hinsetzten.

»Ufos«, antwortete ich.

»Ha, Ufos. Was sollen denn die Ufos mit dem Kies anstellen?«, fragte er ungläubig.

»Brennstoff.«

»Brennstoff? Kies? Und die lagern's hier auf dem Dach unserer Nachbarn ab? Wozu?«

»Welteroberung.«

»Und die fangen bei uns an?«

»Sei kein Schaf. Es war ein Witz.«

»Komiker.«

»Komiker, wer's glaubt.«

»Dabei habe ich mich verletzt. Es brennt.«

»Psst, sei still«, flüsterte ich und fügte dann doch noch hinzu: »Was wolltest du von Cibi?«

»Den Scheißpanzer wollte ich. Ist ein ganz schönes Modell. Englisch.«

»Und deshalb hast du den Kleinen wie eine Sparbüchse durchgeschüttelt? Sein Vater hat's doch mit der Flasche. Wenn der es erfährt, da kannst du was erleben. Da läuft er hinter dir her und lässt dich nicht mehr in Ruhe. Bis du aufgibst. Weißt du noch, wie du dich vor ihm auf dem Dach des Kiosks in Sicherheit bringen musstest? Erst als man deinen Bruder mit Nero holte, verzog er sich.«

»Ach, das war doch vor einem Jahr. Mittlerweile kann er keine fünf Schritte mehr machen. Man hat ihn letzte Nacht auf allen vieren gefunden, das Gesicht voller Hundekot.«

»Was?«

»Ja, er ist mit dem Gesicht hineingefallen. Und heute Morgen hat er angekündigt, dass er Nero vergiften wird. Er hat sich in den Kopf gesetzt, dass es Neros Kot war. Er hat es also auf Nero abgesehen und ich auf seinen Sohn. Die Rechnung ist doch einfach.«

Wir schwiegen kurz, dann fiel ihm ein, weshalb wir dort waren.

»Hatten wir nicht vor, uns Weiber anzuschauen?«, fragte er.

»Klar.«

»Wieso quatschen wir dann so viel?«

Wir saßen auf dem warmen, aufgeweichten Teer und hoben vorsichtig die Köpfe über das Geländer. Unsere Augen wurden groß wie Pflaumen. Jenseits der Straße leuchtete unser Wohnhaus wie ein Weihnachtsbaum. Überall waren die Fenster weit offen, ein leichter Wind ging durch die Vorhänge. Dorin zündete sich eine Zigarette an.

»Schau dir mal die vierte Wohnung von links an. Im siebten Stock. Superfrau. Sie läuft gerade ins Schlafzimmer. Könnte spannend werden.«

»Noch besser ist's im sechsten Stock beim Hauseingang B. Die Studentin. Gerade zieht sie die Bluse hoch. Ohh ...«

»Ahh ...«

»Sie tut's doch nicht«, und ich fügte im gleichen Atemzug hinzu: »Seitdem wir vor einem Jahr am Fluss dieses Riesenpech hatten, glaube ich nicht, dass es mal wahr wird.«

»Doch, doch. Mein Bruder hat die ersten Brüste erst mit neunzehn gesehen. Da haben wir noch Zeit, oder?«

»Hol mal das Fernglas raus«, forderte ich ihn auf.

»Schlechte Nachricht, Fernglas njet. Vater war besoffen und ist darauf eingeschlafen«, antwortete er.

»Auf dem Fernglas?«

»Psst. Gebrauche deine Augen, Einstein. Sagt das euer Chemielehrer auch?«

»Nein, der sagt: Gebraucht eure Hirnzellen oder verkauft sie.«

»Hm.«

»Hm.«

»Im fünften Stock tut sich was. Schnell.«

»Wo? Wo? Mach Platz! Platz!«

»Was heißt da *mach Platz?* Das Geländer ist hundertfünfzig Meter lang. Außerdem hat sie die Vorhänge zugezogen. Pech gehabt.«

»Hm.«

Wir schwiegen eine Zeit lang.

»Schau. Die links streiten sich. Die streiten sich, man hört nichts«, meinte Dorin.

»Seltsam. Er ist Leutnant von Beruf«, erwiderte ich.

»Hast du ihn schon schreien gehört? Ich schon.«

»Wetten, er gibt ihr eine Ohrfeige?«

»Wetten, dass er es nicht tut?«

Der Leutnant und seine Frau schrien sich lautlos an. Sie lief von der Küche ins Wohnzimmer, dann ins Schlafzim-

mer, dann wieder ins Wohnzimmer zurück. Er lief hinterher, packte sie am Arm und schlug auf ihren Bauch ein. Sie fiel aufs Bett. Wir schwiegen. Ich wusste nicht, was sagen. Hatte Dorin die Wette gewonnen? Er hatte sie ja nicht geohrfeigt.

»Schweinerei«, sagte ich.

»Du hast recht«, sagte er.

»Da ist es besser, stumm wie die Grigorescu zu sein. Schau sie an, jedes Mal, wenn wir hier oben sind, sitzen sie in den Sesseln und schauen fern. Die bewegen sich nie.«

»Was, wenn sie tot sind, und man hat sie nicht entdeckt?«

»Hm ... sag mal, streiten deine Eltern auch so heftig?«

»Kommt vor«, antwortete ich. »Oft streiten sie auf eine Art, die ich nicht begreife. Sie werden nicht laut, aber was sie sagen, klingt nach Streit. Und bei dir?«

»Kommt vor.«

In manchen Wohnungen gingen die Lichter aus, in anderen an. Herr Mitrofan kam in seine Wohnung, hängte den Mantel auf, setzte Wasser auf, zündete seine Pfeife an.

»Der ist immer alleine, bei dem läuft nie was.«

»Der ist doch alt.«

»Grüßt nicht.«

Wir setzten uns hin, lehnten uns ans Geländer an. Nach einiger Zeit hob ich den Kopf hoch, manche Sterne flackerten, manche schienen die Farbe zu wechseln.

»Weißt du, wieso die Sterne flackern?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Aber manchmal glaube ich, dass sich irgendeiner bewegt. Dann schaue ich genau hin, und wenn er beschleunigt oder im Zickzack fliegt, na, dann ist es bestimmt ein Ufo. Satelliten können so was nicht. Das weiß ich ganz sicher. Diese Ufos können nachts Menschen von den Straßen entführen, und später löschen sie ihre Erinnerungen aus. Das tun die. Es gibt berühmte Geschichten dazu. Ein-

mal verfolgten mehrere Polizeiautos so ein Ufo die ganze Nacht lang. Das war in Amerika. Das passiert in Amerika oft.«

»Du warst schon in Amerika. Hast du eins gesehen?«

»Klar doch. Passiert dort jeden Tag. Man ist kaum auf der Straße, und schon sieht man Ufos. Meistens muss man aber dazu ganz abgeschieden wohnen. Ich saß im Vorgarten – denn dort haben alle Häuser eigene Vorgärten – und wartete auf Vater, als ich auf einmal, direkt über dem linken Flügel eines Flugzeugs ...«

»Sag mal, ist es wahr, dass ihr übermorgen abfahrt?«, unterbrach mich Dorin.

Ich schluckte leer. Woher wusste er, dass wir in den Westen reisten? Vater hatte gesagt: »Sagt es niemandem, sonst sind wir geliefert.«

Ich war es nicht gewesen, Ehrenwort.

»Dein Vater hat es meinem Vater gesagt. Es heißt, ihr fahrt in die Berge und dann Richtung Süden, ans Meer.«

Das war bestimmt keine Falle. Das waren Vaters Worte gewesen. »Sagt allen, wir fahren in die Berge und dann Richtung Süden, ans Meer«, hatte Vater empfohlen.

»Jawohl, wir fahren in die Berge und dann Richtung Süden, ans Meer«, antwortete ich.

»Und was geht ihr in den Bergen machen?«

Vater hatte gesagt: »In den Bergen schauen wir uns die alten Klöster und die Bergseen an.«

»In den Bergen schauen wir uns die alten Klöster und die Bergseen an. Wollen wir gehen? Es wird kühl.« Ich stand langsam auf.

»Es wird kühl, gehen wir«, erwiderte er.

Unten auf der Straße gab mir Dorin die Hand. Wir gingen zurück zu unserem Wohnblock, diesmal über den Fußgängerstreifen.

»Ich wünsche dir einen schönen Urlaub.«

»Ich dir auch.«

»Wir sehen uns in einem Monat wieder.«

»Bestimmt.«

Er ging in den Hauseingang B hinein, ich in den Hauseingang A. Der Fahrstuhl funktionierte. Gott sei Dank. Acht Stockwerke im Dunkeln hinaufsteigen macht keinen Spaß, wenn man an Außerirdische glaubt.

Unsere Hauseingänge wurden mit Buchstaben bezeichnet, so vergaßen wir das Alphabet nicht. Zum Beispiel B wie Bette Davis, B wie BB, jene mit dem Schmollmund, ich sah sie im Fernsehen, an einem Freitag. Freitags zeigten sie ausländische Filme. Brigitte Bardot lag auf einer Sonnenterrasse, später fuhr sie in einer Limousine, die Limousine von BB hatte einen Blechschaden, aber glücklicherweise geschah es in Frankreich und nicht bei uns, bei uns konnte man sich den Schaden nicht leisten, man brauchte Beziehungen dafür. Für die Reparatur.

Der Eingang hieß einfach B. Ein einziges B genügte. Man merkte, dass die Franzosen größere Mühe mit dem Vokabular hatten. Aber sie hatten auch nicht Frau Wygor als Lehrerin. Bei ihr nützten Beziehungen nichts. Frau Wygor war alt, hatte einen Bauch, davor trug sie unser Klassenheft, in dem jeder mit seinem vollständigen Namen aufgeführt war. Daneben standen unsere Leistungen in Ziffern und mit blauer Tinte. Meine Leistung im Fach »Rumänische Literatur und Sprache« ließe zu wünschen übrig, meinte sie vor den Sommerferien zur Klasse. Ich schluckte leer und wünschte sie auf der Stelle weg. Dazu trug sie den richtigen Nachnamen, auf den Buchstaben W können wir gerne in unserer Sprache verzichten.

Mit blauer Tinte konnte ich gut umgehen, wenn es galt, meine schulische Leistung zu verbessern. Ich brauchte bloß eine Rasierklinge und eine sichere Hand. Leider klappte es

nur beim Diktatheft, das Klassenheft bewachten sie wie *den Hammer* und *die Sichel*. Ich hatte mich schon immer gefragt, ob es *den Hammer* und *die Sichel* wirklich gab, vielleicht vergoldet und unter Panzerglas. So wie es *das erste Fahrrad* und *die erste Dampfmaschine* gibt, gab es vielleicht auch *den Hammer*, mit dem der erste Revolutionär den letzten Reaktionär erschlagen hat. Die Begriffe hatte ich aus dem Geschichtsunterricht, dort brauchte meine Leistung keine Rasierklinge.

Ich hörte, der letzte Reaktionär sei noch nicht tot. Man nannte ihn *Dissident*, und er trug Steine herum, manchmal zwanzig Jahre lang. Mein Vater hatte es gesagt, und auch der Radiosender, den er nachts hörte. Am Tag und außerhalb unserer Wohnung war das Wort *Dissident* verboten. Mein Vater hat es verboten, und ich hielt mich gerne daran, ich wollte nicht, dass er Steine trug, bei seinen Rückenproblemen.

Einst fragte der Dicke in unserer Klasse – und Dicke gab es wenige, denn nur wenige hatten genug, um dick zu werden –, er fragte, wer der erste Revolutionär überhaupt gewesen sei. Marx sei es gewesen, meinte die Große mit den Zöpfen, die Streberin. Sie kriegte im Winter die meisten Schneebälle ab. Er habe die theoretischen Grundlagen schriftlich niedergelegt, und Lenin habe sie korrigiert und angepasst für die Revolution der Bolschewiken in unserem Bruderstaat. Die gibt nur an, dachte ich, die liest doch nur Enzyklopädien. Enzyklopädien lese ich auch, wenn ich etwas besser verstehen möchte: Bolschewiken, wissenschaftlicher Sozialismus, Kapitalismus. Ich aber gebe nicht an. Und überhaupt, überlegte ich, wie war wohl Lenin zu seiner Rasierklinge gekommen, um die Grundlagen der Revolution zu korrigieren?

Bei mir war es jedenfalls nicht einfach. Einerseits durfte die Klinge nicht zu scharf sein, damit im Diktatheft kein

Loch entstand, wie damals beim Aufsatz über den glücklichen Arbeiter. Ich musste die Seiten herausreißen, den Text samt Fehlern neu schreiben, die roten Striche und Anmerkungen von einem Schulkameraden einfügen lassen, was mich das kleine Modell eines Maserati, das Herzstück meiner Autosammlung, kostete. Zumindest die Note konnte ich mir selber setzen, meinem Wunsch entsprechend. Mutter unterschrieb.

Andererseits musste die Klinge zugänglich sein, denn mein Vater bewachte sie, Marke Gillette, wie unsere Lehrer das Klassenheft. Weder durfte meine Mutter sie für ihre Beine gebrauchen noch ich für das Botanikheft. Da hinein klebte ich die Flora unserer Heimat, manchmal passte nicht die ganze rein, dann musste ich sie anpassen, so wie Lenin die Revolution. Die besten Klingen waren drei, vier Tage alt, mein Vater legte sie jeden Morgen säuberlich zurück auf das feine Verpackungspapier. Dort lagen sie den ganzen Tag. Ich wagte nicht, sie zu berühren.

Wenn die Rückgabe eines Diktats angesagt war und mein Vater eine neue Klinge auspackte, dann schlug ich Wurzeln auf der Türschwelle zum Badezimmer. Wie unsere Flora, die hatte ja auch dem Feind getrotzt, dem Deutschen. Sie hatte sich ihm in den Weg gestellt. So wurde es uns im Geschichtsunterricht beigebracht. Mein Vater, der zittert wegen des Blutdrucks, zitterte dann noch mehr, aber anmerken ließ er sich nur den Stolz, einen solch interessierten Sohn zu haben. Am dritten Tag interessierte mich die Klinge so sehr, dass ich wie er zitterte, doch ich versteckte die Hände in den Taschen und ließ nur den Wunsch erkennen, mich einmal so rasieren zu können wie er und fleißig üben zu wollen, ganz für mich alleine. So gehörte die Gillette-Klinge bald mir, eine zitternde Hand gab sie der anderen.

Wir informierten uns nicht nur im Geschichtsunterricht. *TELEENCICLOPEDIA*, die Informationssendung, kam je-